

Erinnerungen an eine unkindliche Kindheit:

**die deutsche Okkupation Polens im 2. Weltkrieg
aus der Perspektive eines jüdischen Kindes**



**Rede gehalten am 15.02.2007 im Kino-Saal Apollo, Görlitz, auf
einer Veranstaltung des Fördervereins Görlitzer Synagoge e.V.**

Erinnerungen an eine unkindliche Kindheit: die deutsche Okkupation Polens im 2. Weltkrieg aus der Perspektive eines jüdischen Kindes

Rede gehalten am 15.02.2007 im Kino-Saal Apollo, Görlitz, auf einer
Veranstaltung des Fördervereins Görlitzer Synagoge e.V.

Sehr geehrte Damen und Herren!

Das ist wie ein Wunder. Ich kann es kaum glauben: Ich, der ich immer und ewig vom Todesurteil der Deutschen bedroht war, ich sitze hier und jetzt in Eurer Gesellschaft und werde gerade Euch erzählen, wie die Deutschen vor 66 Jahren das Volk, dem ich entstamme, das jüdische Volk, vernichtet haben. Die Deutschen – das kultivierteste Volk im damaligen Europa, verblendet von der Ideologie Hitlers. Und es ist ihnen leider voll und ganz gelungen. Das haben ganz normale Menschen getan, solche wie wir oder Ihr oder die hier Anwesenden, ganz gewöhnliche Väter, Brüder, Ehemänner, Onkel, Neffen, Schwiegersöhne usw. In Uniform wurden sie zu verrohten Mördern von unschuldigen und wehrlosen Kindern und Alten, Frauen und Männern.

Ich habe leider das Recht, über diese schreckliche Zeit so zu denken und zu sprechen. Diese Erlebnisse haben in meinem Leben einen tiefen Riss verursacht. Für Deutsche war die „Vertreibung“ schlimm. Uns traf die ...Ausrottung, die SHOAH ...der Holocaust von 6 Millionen Juden!

Ich, der ich nach den Münchner Gesetzen und der Endlösung der Judenfrage ein „Untermensch“ war, habe mich trotzdem in eine Deutsche verliebt und sie geheiratet. Ich habe trotz meiner unmenschlichen Erfahrungen während der deutschen Besatzung immer an den Sieg des Guten über das Böse geglaubt.

Es fällt mir schwer, vor Deutschen über diese schrecklichen Ereignisse zu sprechen, denn vielleicht haben sogar Ihre nahen Verwandten Völkermord begangen.

Man kann ohne Weiteres sagen, dass ganz Deutschland bei diesem „Höllentanz“ dabei war.

Der Krieg brach am 1. September 1939 aus. Im Juli war ich gerade 8 Jahre alt geworden und hatte die 1. Klasse der Allgemeinen Schule abgeschlossen. Auf den Krieg hatten wir uns wochenlang vorbereitet. Wir haben alle Zimmer und die übrigen Räume im ganzen Haus¹ gestrichen und Lebensmittel eingekauft: zwei ganze Sack Mehl und einen Sack Grütze. Was aber das Wichtigste war – wir bauten uns im Garten einen Luftschutzbunker. Das war ein 3,5 m tiefer und 10 m langer L-förmiger Graben, der mit Holzbalken und mit einer ein Meter dicken Erdschicht bedeckt war.

Im Radio hieß es, die Deutschen bekämen nicht einmal einen Knopf von uns. Wir hörten im Radio Soldatenlieder und wie man im Eigenbau eine Gasmaske anfertigt. Und schon waren wir auf den Krieg vorbereitet!

Die Deutschen marschierten Ende September von der Slowakei kommend in unsere Stadt ein. Das war ein Katzensprung, niemand hatte sie von dieser Seite erwartet, d.h. aus Südost.

Die deutschen Truppen marschierten nur einmal durch unsere Straße an unserem Haus vorbei. Die Soldaten trugen ordentliche Uniformen und gut gepflegte Pferdegespanne zogen große Kanonen. Bei uns wurden zwei Offiziere und eine Ordonnanz einquartiert. Sie waren höflich und sie wussten wohl, dass wir Juden waren. Sie waren den ganzen Tag über weg und kamen abends mit einem kleinen Militärfahrzeug zurück. Immer mit gerollten Landkarten oder Zeichnungen. Die Ordonnanz bewachte die Zimmer der Offiziere in der ersten Etage, wusch oft ihr Auto, das trotz guten Wetters immer voller Schlamm war. Vater meinte, dass sie wohl die Erdölquellen, die Raffinerien und weitere Einrichtungen erfassen.

Nach etwa 10 Tagen reisten sie abends still und leise ab.

¹Das Elternhaus stand in der ulica Cerkiewna 51 (heute: Potik) in Boryslaw

Früh morgens standen dann schon sowjetische Aufklärungspanzer in unserer Straße. Die sowjetischen Soldaten saßen auf ihren gepanzerten Fahrzeugen und lächelten freundlich die Passanten und die Kinder an.

Sie trugen komische Uniformen. Die Bekleidung schien aus Bettdecken genäht, die Gürtel und die Schuhe mit hohem Schaft zu unserer Verwunderung aus Segeltuch und nicht aus Leder. An den spitzen Mützen trugen sie zwei Sterne, übereinander. Der größere war aus Stoff und der andere aus Metall. Beide rot. Auf dem aus Metall waren Hammer und Sichel dargestellt.

Von da an begleiteten uns die verschieden großen Sterne immer und überall: auf der Straße, in der Schule, im Kino und bei jeder anderen Gelegenheit. Es kamen Porträts von Stalin, Lenin, Marx und Engels dazu. Vater hatte als Bauingenieur einen Baubetrieb und ein Sägewerk. Nach dem Verständnis der sowjetischen Behörden gehörte unsere Familie zur Bourgeoisie. Zu dieser Kategorie gehörten der Besitzer des Juweliergeschäfts, des Bekleidungs-, des Schuhgeschäfts usw. Unser ganzer Besitz wurde verstaatlicht und uns drohte die Verbannung, wie man damals sagte, nach Sibirien. Das Leben war sehr schwer. Es gab nichts, weder Geschäfte noch Waren. Die Geschäfte, genannt „Konsum“, wurden in den Villen und Häusern der ehemaligen Eigentümer eingerichtet, die eingesperrt oder tief ins Landesinnere des sowjetischen Staates verbannt wurden. Es war schwer, Grundnahrungsmittel zu bekommen. Man stand stundenlang nach Brot an. Das Kennzeichen der Sowjetmacht waren Propaganda und Kantinenessen, in der Schule, am Arbeitsplatz, überall roch es nach Garküche. Die Nahrungsmittel stammten hauptsächlich aus den Gemüsegärten am Haus.

Der Ärger mit der Sowjetmacht dauerte bis Juni 1941.

Ausbruch des Krieges zwischen der Sowjetunion und Deutschland

am 21. Juni 1941

Die Russen, die unser Gebiet besetzten, traf dieser Krieg wie der Blitz aus heiterem Himmel! Die russische Bevölkerung verließ die Stadt fluchtartig, zum

Schluss floh das Militär, nicht ohne vorher das Stromkraftwerk, den Bahnhof und einen Teil der Erdölindustrie zu zerstören. Boryslaw war einige Tage Niemandsland. In den letzten Junitagen rückten die Deutschen in die Stadt ein. Militär sah man wenig, dafür wimmelte es von sämtlichen Arten von Polizei (Schutzpolizei, Reiterzugpolizei, Kripo, Gestapo, SS-Kommandos). Unsere Gebiete wurden Ostgalizien genannt und dem Generalgouvernement zugeteilt.

Die deutschen Behörden erlaubten den Ukrainern bereits nach einer Woche das erste Judenpogrom als Rache für das Massaker an den Gefangenen des Volkskommissariats für Innere Angelegenheiten – NKWD. Es wurden etwa 240 Männer und einige Frauen ermordet². Die deutschen Behörden erließen immer strengere Restriktionen gegen die jüdische Bevölkerung: Häufige Durchsuchungen, verbunden mit dem Raub von Wertgegenständen, Gold, Silber, von Kelims und Teppichen, teuren Pelzen, Gemälden und Möbeln. Zahlreichen Polizisten war das Bandenwesen nicht fremd und so streiften sie tages- und nächtelang durch die jüdischen Häuser. Es wurde angeordnet, sofort alle Radiogeräte und Fotoapparate, Fahrräder, Motorräder und andere Fahrzeuge, Pferde und landwirtschaftliche Nutztiere abzugeben. Es wurde angeordnet, dass Juden lediglich die Fahrbahn benutzen durften und die Deutschen mit „gnejdige Herr“ zu grüßen und dabei die Mütze vom Kopf zu nehmen hatten. Es wurde die Anordnung erlassen, eine Armbinde mit dem Davidstern zu tragen. Kurz davor wurde die Polizeistunde von 20.00 Uhr bis 5.00 Uhr morgens eingeführt. Das war sehr gefährlich, weil selbst eine geringe Übertretung der Zeit mit einer hohen Geldstrafe oder sogar mit dem Tod bestraft wurde. Hervorgetan hatten sich hier die berittenen Polizisten. In dieser Zeit wurden auch der „Judenrat“ und der „Ordnungsdienst“ berufen. Noch im Juli haben die Deutschen zwei Aktionen durchgeführt (2. und 3. Pogrom). Dabei kamen etwa 1500 Kinder, Frauen und Alte ums Leben. Sie wurden am Stadtrand neben dem Schlachthof erschossen. Zu dieser Zeit wurde auch eine neue

²Die genaue Zahl der Opfer ist nicht bekannt; allerdings wurden allein auf dem jüdischen Friedhof von Boryslaw 183 Opfer begraben

Polizeieinheit gebildet, die „Ukrainische Hilfspolizei“, die besonders brutal und blutig vorging.

Aus zwei kleinen und armen Stadtteilen von Boryslaw, nämlich Debry und Nowy Świat, wurde blitzschnell ein „Judenviertel“ geschaffen. Dieses Stadtviertel lag zwischen Bergbauhalden, die eine Folge des Ozokeritabbaus (Erdwachs) waren, und in einem riesigen Überschwemmungsgebiet für den Bergbauschlamm. Die Häuser hier hatten keinen Kanalanschluss, keinen Strom und kein Gas zum Heizen. Es waren einfach Bruchbuden. Zwischen dem Judenviertel und den arischen Vierteln konnte man sich fast frei bewegen, nur durfte man die arischen Geschäfte nicht betreten, oder Gebäude, an denen geschrieben stand: „Für Juden Eintritt verboten“. Aus dem Judenviertel herauszukommen, war ein wahres Glück, weil man ein Stück Brot, ein paar Kartoffeln, ein Stück Speck oder Saccharin kaufen oder gegen etwas eintauschen konnte. Begehrt war Melasse, ein Abfallprodukt der Zuckerherstellung. Gekauft wurde nicht nach Gewicht, sondern nur nach Stück oder Liter. Getreide stand hoch im Kurs, Weizen oder Roggen. Das Korn wurde in der Kaffeemühle zu Mehl gemahlen, zu einem dicken Brei gekocht und dann kam auf dem Teller Melasse darüber, oder er wurde mit Grießen bestreut – das schmeckte himmlisch.

Auch dieser „Luxus“ dauerte nicht lange. An einem Morgen gegen 5 Uhr hörten wir Schreie, Weinen, Geschrei, Rufe... Kommandos und Rufe in Deutsch: los, schnell, dalli dalli, verfluchter Jude, du Schweinejude! Für alle Fälle gingen wir in das Versteck, das sofort nach dem Einzug in dem Viertel gebaut wurde. Vater war vom Bau und fand schnell den passenden Platz. Die Aktion (4. Pogrom) dauerte eine ganze Woche. Wir waren die ganze Zeit in dem Versteck, ohne Trinken und ohne Essen.

Am schlimmsten war es mit dem Trinken, Ich habe ein Taschentuch gekauft, später habe ich es gelutscht. Das hat das Wasser ersetzt. Das Essen wurde überhaupt nicht vermisst. Man brauchte es überhaupt nicht. Nach etwa sieben

Tagen herrschte absolute Stille, auf der Straße und überall. Das hat uns ermutigt, den Unterschlupf zu verlassen.

Im Ghetto

Auf der Straße gingen einzelne Personen, nicht so wie früher. Auf der Straße war in der Ferne ein Schlagbaum mit einem Häuschen an der Seite. Dort standen einige Deutsche und ukrainische Polizisten. Unser Haus war das zweite hinter dem Schlagbaum³. Wir erfuhren sofort, dass ein Ghetto entstanden war. Jetzt waren wir eingeschlossen und Kontakt durfte man weder mit der arischen Seite noch mit Ariern haben. Aus dem Ghetto konnte man nur in geschlossener Kolonne zur Arbeit und alleine nur mit einem Sonderausweis. Die auf der arischen Seite arbeiteten, versorgten das Ghetto. Mein Vater gehörte auch dazu. Wir wohnten in zwei Zimmerchen mit Küche, die die ganze Wohnung schrecklich verqualmte. Der Kamin hatte gar keinen Zug. Vater stellte fest, dass der Vormieter, ein Arier, uns einen Streich gespielt und einige Eimer Erde mit Bauschutt in den Schornstein gekippt hat. Er war wohl kein Freund der Juden!

In der Wohnung lebte außer uns dreien der Bruder meines Vaters, der Zahnarzt war, mit Frau und dem sechsjährigen Sohn⁴. Er führte eine Zahnarztpraxis. Solange arische Patienten kommen konnten, ging es ihm gut. Sie bezahlten meist in Naturalien, also mit Lebensmitteln. Damit war Schluss, als das Ghetto eingerichtet wurde. Ich erinnere mich, als einmal ein Deutscher als Patient kam, er war Polizist bei der Reiterzugpolizei. Der Onkel kurierte ihm einige Zähne. Zum Schluss forderte der Deutsche, ihm Reithosen mit Lederbesatz zum Reiten nähen zu lassen. Sein Wunsch musste kostenlos erfüllt werden.

Das Leben im Ghetto wurde langsam zur Hölle. Als es Herbst und Winter wurde, sorgten Regen und Frost von -15 bis -25 Grad für eine verheerende Leere. Lebensmittel und Brennmaterial fehlten fast ganz. Alles, was man verbrennen oder essen konnte war gegessen oder verbrannt. Tuberkulose, an

³Narutowicza-Straße

⁴Izrael Lippman, seine Frau Lusja (geborene Fishman), sein Sohn Tusiek

Fleckfieber und Hungertod gingen um. An Gebäuden, in denen es Typhusranke gab, hing ein rotes Warnschild mit der Aufschrift „Fleckfieber“. Wenn man so ein Haus von außen sah, schien es, als ob auch das Haus krank wäre: dunkle Fenster, geschlossene Türen, rundum Stille und eine schreckliche Leere. Von einem solchen Haus zog der Tod herüber. Die Totengräber zogen die Leichenwagen von Hand, manchmal mit einer ganzen Familie. Sie zogen mehrmals am Tag durch unsere Straße. Das Schrecklichste aber waren die am Rand des Lebens stehenden und leise auf Jiddisch bettelnden Kinder: Frau gibz epys zu essen, ich bejt ach⁵. Dieses Rufen vergesse ich nicht bis zum Tod.

Krankheiten, Hunger, Tod waren auf der Tagesordnung. Dazu kamen Razzien, auf den Straßen, in Häusern, Aktionen und der Abtransport von Hunderten Menschen. Die gefassten Juden wurden im ehemaligen Kino⁶ zusammengetrieben bis eine entsprechende Zahl zusammen kam. Dann wurde die ganze Gruppe zur Vernichtung nach Belzec⁷ oder in die Branicki-Wälder⁸ gebracht. Meine Familie wurde auch immer kleiner.

Als erster kam der Onkel ums Leben, der Schwager meines Vaters⁹. Er wollte sich nicht verstecken, weil er im Ersten Weltkrieg beim deutschen Militär gedient hatte und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden war. Das zeigte er den Deutschen und wandte sich an sie mit „Kameraden“. Das Kreuz warfen sie auf den Boden und ihm versetzten sie einen kräftigen Fußtritt. Sie sagten, dass sie durch solche Juden wie ihn den Ersten Weltkrieg verloren hätten. Und sie verfrachteten ihn auf einen LKW. Er starb in der Nähe des Schlachthofs. Als nächste kam Tante Ešcia, Mutters Schwester, mit ihren beiden Töchtern ums Leben¹⁰. Weiter kamen nacheinander dran – die Mutter meines

⁵„Frau, gibt etwas zu essen, ich bitte euch!“ (Nach dem Gehör aufgeschrieben. „Ehpes“ entspricht dem Ebbes oder eppes inn einigen deutschen Mundarten)

⁶Kino Colosseum

⁷Belzec war das erste Vernichtungslager, das im Rahmen der „Aktion Reinhardt“ gebaut und in dem von März bis Dezember 1942 ca. 500.000 Juden vergast wurden. Sobibor und Treblinka folgten.

⁸Die Branicki-Wälder liegen an der Straße von Drohobycz nach Sambor. Hier wurden ca. 11.000 Juden erschossen – vor allem aus Drohobycz, aber auch aus Boryslaw und Umgebung

⁹Hersz Guttenplan, Ehemann von Ronia Guttenplan, geb. Lippman

¹⁰Estera Borgmann, geb. Gottlieb, mit ihren Töchtern Basia und Nusia

Vaters, Oma Rebeka¹¹. Fast gleichzeitig kam Tante Lusia, die Frau des Onkels, der Zahnarzt war, mit ihrem Sohn Tusiek ums Leben¹². Jetzt nahm die deutsche Maschinerie richtig Fahrt auf. In Lwow starben zwei Brüder meiner Mutter, Leon und Mojżesz, mit ihren Frauen und der Cousine Mirka, die am Gymnasium lernte¹³. In Starzawa kam die Oma, die Mutter meiner Mutter ums Leben¹⁴, Onkel Jakob, der Bruder meiner Mutter, seine Frau und die drei Kinder Manek, Zosia und Lola¹⁵. Manek hatte gerade vor Kriegsausbruch sein Abitur bestanden. Diese Familie wurde auf dem Gelände ihres eigenen Steinbruchs erschossen. Unweit der Stadt Turka wurde ein weiterer Bruder der Mutter, Lejzor, mit Frau und zwei Töchtern getötet¹⁶. Und so wurde die ganze enge Familie meiner Mutter, die Familie der Gottliebs, ausgelöscht. Die Familie des Vaters wurde in zahlreichen Aktionen, die immer häufiger vorkamen und immer länger dauerten, auch stark dezimiert. Zur Unterstützung kamen damals SS-Kommandos aus Lwow und Drohobycz.

Im Ghetto gab es immer weniger Menschen, und es wurde sehr gefährlich. Der Onkel, der Zahnarzt war¹⁷, zog um, weil auf der anderen Straßenseite eine Wohnung leer stand. Der Umzug hat seine Frau und den Sohn einige Tage später das Leben gekostet, sie wurden ermordet.

Sofort nach dem Einmarsch der Deutschen wurde Vater zur Arbeit in das Sägewerk geschickt, das vor dem Krieg sein Eigentum war. Das Sägewerk wurde verstaatlicht (Staatliche Sägewerke)¹⁸ und er arbeitete in drei Schichten. Viel Holz wurde nach Deutschland geschickt. Direktor des Sägewerks war ein gewisser Felsmann, ein Deutscher aus Danzig. Aber im Prinzip hat mein Vater als Schnittplatzmeister die ganze Produktion geleitet. Juden wurden nicht mit Geld bezahlt. Sie erhielten den Verdienst in Naturalien: Brot, Öl, Grütze usw.

¹¹Ryfka (Rebekka) Lippman, geb. Baumgarten

¹²Lusia Lippman mit ihrem Sohn Tusiek (Tusio)

¹³Leon Gottlieb mit Tochter Mira (Mirka), und Mojżesz Gottlieb

¹⁴Blima Gottlieb, geb. Felsen

¹⁵Jakub Gottlieb, seine Frau Francizka Gottlieb, geb. Ernst, ihre Kinder Manek, Zosia und Lola

¹⁶Lajzer Gottlieb, mit Frau und zwei Töchtern

¹⁷Izrael Lippman

¹⁸Staatliches Sägewerk I, Borislau, in der ulica Warsztatowa im Stadtzentrum gelegen. Das Staatliche Sägewerk II hatte früher dem Juden Samuel Reiter gehört

Vater führte das Sägewerk so, dass ein Teil der Erträge in die Tasche des Direktors floss. Der Direktor ließ dem Vater in der Arbeit viel freien Raum, auch bei der Auswahl der Arbeiter. So hat Vater viele Juden beschäftigt, auch mich. Das war für mich eine richtige Wohltat. Ich musste nicht im Ghetto sitzen und auf den Tod warten. Ich bin nachts nicht ins Ghetto zurückgekehrt, wo ständig Jagd auf Kinder, Frauen und ältere Menschen gemacht wurde. Ich habe in der Tischlerei auf einem Lager aus Sägespänen und Sägemehl in einer großen Kiste geschlafen. Meinen Aufenthalt nachts im Sägewerk hat der Direktor persönlich erlaubt. Vater hat sich beim Direktor mit teuren Gemälden aus seiner Sammlung bedankt, die er einer befreundeten ukrainischen Familie zur Aufbewahrung gegeben hatte¹⁹.

Dieses Glück hielt über ein Jahr an. Felsmann wurde vom Sägewerk abberufen und zum Militär eingezogen. Es hieß, dass er zu viele Juden beschäftigt hätte, denn die Gestapo forderte die jüdischen Arbeiter immer wieder an, aber Felsmann sagte ihnen, dass das unabhkömmliche Fachleute seien.

Der nächste Direktor des Sägewerks war ein echter Bayer, der auch sehr auf die Hilfe meines Vaters angewiesen war. Er übergab einen Teil der jüdischen Arbeiter an die Gestapo und hatte ein ruhiges Gewissen. Er rannte den ganzen Tag mit einer Doppelflinte und einer Peitsche herum und vertrieb die Zigaretten rauchenden Arbeiter mit der Peitsche oder schoss auf Krähen, weil die Vögel die Bretter und Balken verunreinigten. Ich und ein älterer Jude arbeiteten bei der Reinigung und beim Aufräumen des Platzes, auf dem die fertigen Erzeugnisse lagerten. Wir mussten die geschossenen Vögel beseitigen. Mein Arbeitskamerad zweifelte, ob es richtig wäre, die Vögel zu vergraben anstatt sie zu kochen und aufzuessen. So schnell wie der Direktor zu uns gekommen war, so schnell war er auch wieder verschwunden. Er nahm alles aus der Wohnung mit, was ging. Vater hatte die Wohnung zusammen mit dem Bürogebäude auf

¹⁹Namenaniuk, ein Kriegsinvalid (hatte im I. Weltkrieg ein Bein verloren)

dem Gelände des Sägewerks gebaut. Vor dem Krieg wohnte der Buchhalter mit seiner Frau dort. Die Wohnung war komfortabel eingerichtet.

Jetzt wurde ein Berufsoffizier im Dienstgrad eines Hauptmanns Direktor. Er war Invalide. Ihm fehlte der Unterarm bis zum Ellbogen. Er war sehr groß und schlank. Er behandelte alle sachlich und kühl. Vater belauschte ihn bei seinen häufigen Gesprächen mit der Gestapo und der Polizei. Dabei ging es immer um jüdische Angelegenheiten. Ich habe das Sägewerk für alle Fälle verlassen und fand mich im Ghetto wieder und saß immer öfter mit Mutter im Versteck. Wenn jemand an die Tür klopfte, versteckten wir uns sofort. Schließlich schlug Vaters Schwager²⁰ vor, der auch Zahnarzt war und ausschließlich für die Deutschen arbeitete, dass wir uns bei ihm im Keller verstecken. Das war ein recht sicherer Ort, da dort ständig deutsche Patienten waren. Der Onkel musste etwas gewusst haben, denn gegen morgen begann eine schreckliche Aktion, nach der das Ghetto leer wurde. Versteckt waren wir in einem kleinen, fensterlosen und dunklen Keller mit einem zugeschütteten Fenster. Wir waren 13 Personen. Wenn man Kerzen angezündet hat, sind diese kurz danach ausgegangen, weil in der Luft zu viel Kohlendioxid war. Einige Personen bekamen einen Wahnfall. Hinzu kam noch, dass der Hund des Onkels zurückkam, den er einer arischen Familie gegeben hatte. Er begann, dass getarnte Fenster aufzubuddeln und lief immer wieder zur Straße und zurück, als ob er zeigen wollte, dass jemand im Keller ist. Das endete tragisch für den Hund. Er wurde von zwei Männern an ein anderes Fenster in einem anderen Raum gelockt und erwürgt. Die Rückkehr nach Hause nach dieser Aktion werde ich nie im Leben vergessen. Wir mussten am ganzen Ghetto entlanggehen. Es war Spätherbst, dunkel und sehr windig. Wir trafen keine Menschenseele. Ringsherum war nur das Krachen der offenen Türen und Fenster zu hören, aus denen die Glasscheiben herausflogen und zerbrachen. Diese Leere und die Geräusche waren wie ein gähnender Abgrund.

²⁰Leopold Grünspan. Sein Haus in der Lukasiwicz-Straße 10 stand direkt neben dem Sitz der Ukrainische Miliz, die von dem Schutzpolizisten Nemeč befehligt wurde und der dort auch wohnte

Durch diese Aktion waren nicht nur wir müde, die Deutschen waren es wohl auch, denn im Ghetto herrschte zwar eine kurze Ruhe, aber immerhin Ruhe.

Das war allerdings die Ruhe vor dem letzten Sturm. Es wurden die Männer, die in der Öl- und der Holzindustrie und die sogenannten anderen Fachleute kaserniert. Mein Vater wurde auch kaserniert, in einem „Arbeitslager für Juden“²¹. Ins Ghetto kam Vater jetzt ein- oder zweimal in der Woche. Er brachte einige Portionen aufgesparten Brots, einige Kartoffeln, etwas Margarine oder Leinöl. Da habe ich mich immer sehr gefreut. Zu Hause herrschte richtige Freude. An diese frohen Momente kann ich mich nicht erinnern. Es scheint mir, als ob ich mich nicht erinnern kann, ob wenigstens einmal die Sonne geschienen hat, wohl nie!

In dieser Zeit bin ich mal mit Mutter draußen auf der Straße gewesen, unweit des Hauses. Plötzlich begannen die Leute zu rennen und riefen im Weglaufen: Sie greifen, die Deutschen, sie greifen...²² Wir sind in unseren Hof gelaufen und zur Eingangstür. Die aber war von innen verschlossen, was vorher nie vorgekommen war. Wer hatte sie zugemacht, wann und warum? Zum Glück war am Wohnungsschlüsselbund auch ein Schlüssel für den Holzschuppen. Ich habe die Tür vom Schuppen so schnell es ging aufgemacht und Mutter hineingeschoben, hinter ihr die Tür mit dem Schloss verschlossen und bin schnellstens auf die Rückseite des Hauses gerannt, dann weiter über die mir bekannten Winkel und Ecken entlang und fand mich am Rande der arischen Siedlung wieder. Und hier tauchte wie aus der Erde vor mir etwas wie ein riesiges Denkmal auf, es war einer von der Reiterzugpolizei. Er trieb mich mit dem Pferd in Richtung Ghetto. Ich war so erschrocken, dass ich auf die Schreie des Polizisten selbst mit Schreien reagierte: „Ich bin kein Jude! Ich bin kein Jude!“ Da kamen mir ukrainische Jungen zu Hilfe, die in der Nähe Kühe hüteten und auf Ukrainisch riefen: „Er ist kein Jude, on ni Jude. Komm zu uns!“ Nach

²¹Das „Judenlager Boryslaw der Karpathen-Öl AG“ in Mraszynica, Pilsudski-Straße. Weil es vor dem I. Weltkrieg als Kaserne gedient hatte, wurde das Lager auch oft einfach „Koszary“ (Kaserne) genannt

²²Sinngemäß: Sie fassen, się jagen

diesen Rufen entfernte sich der Deutsche langsam. Diese Jungs hat der Herrgott selbst geschickt! Nach einer Weile lief ich ohne weitere Störungen zum Vater in das Sägewerk. Was aber war aus Mutter geworden? Am nächsten Abend, als sich alles beruhigt hatte, schlich Vater ins Ghetto. Als er sah, dass unser Schuppen nicht angetastet war, die Schlösser von allen anderen aber aufgebrochen und die Türen offen waren, ließ er Mutter sofort heraus. Sie war heil und gesund und auch noch drei andere Personen, die in der Zeit, als ich den Schuppen öffnete, hineingeschlüpft waren. Unter der Anspannung war das meiner Aufmerksamkeit völlig entgangen. Ich erinnerte mich an nichts mehr. Mutter erzählte Vater, welches Glück sie hatte. Die Deutschen öffneten einen Schuppen nach dem anderen. Als sie zu unserem kamen, rief einer aus einem der anderen: „Franz, wo hast Du die Lampe?“ Und der bei unserem Schuppen ging weg, kam nach einer Weile wieder, schlug einmal gegen unser Schloss und machte sich daran, den nächsten und letzten Schuppen zu öffnen. Liegt das nicht alles in Gottes Hand oder ist das Glück? Nach diesem Vorfall mit der Polizei blieb ich bei Vater im Lager²³. Mutter blieb allein im Haus im Ghetto. Eines Abends kamen zwei Schutzpolizisten. Und wollten sie zum Sammelplatz bringen. Mutter bat darum, sie freizulassen und bot ihnen Wertgegenstände an, die sie draußen versteckt hätte; zuerst wollte sie ihnen aber einen Tee kochen. Sie ging in die Küche und begann herumzuhantieren. Sie öffnete das vergitterte Fenster, zwängte sich, schier ein Wunder, durch die Stäbe des Gitters hindurch und sprang aus dem Fenster. Das war wirklich ein Wunder. Mutter flüchtete sofort auf die arische Seite. Sie kannte die geheimen Über- und Ausgänge aus dem Ghetto. Sie fand bei unseren Vorkriegsnachbarn Unterschlupf, bei einer ukrainischen Familie, bei der wir schon bei den ersten Pogromen Rettung fanden und auf die wir immer zählen konnten²⁴!

Arbeitslager für Juden und Verstecke

²³Im Arbeitslager für Juden in Mrasznica

²⁴Matrena Popel mit ihrem Sohne Vasili und Schwiegertochter Stefania

Im Juni 1943 wurde das Ghetto endgültig aufgelöst. Jetzt durchsuchten die Deutschen ständig das Lager. Sie suchten und ergriffen die Familien der offiziell dort arbeitenden Juden. Vater brachte mich heimlich zu Mutter, die sich bei unseren ukrainischen Freunden versteckte. Das Versteck befand sich hinter einem Heuhaufen auf dem Dachboden des Stalls. Es gab noch ein zweites Versteck im Eingangsbereich dieses Stalls, wo die Häckselmaschine stand. Dort war ein kleiner Rübenkeller, in den man über eine Klappe im Boden gelangte, die man anheben musste. In diesen Keller musste uns jemand hineinlassen und die Klappe hinter uns schließen. Der Keller war so flach und klein, dass man auf dem Bauch oder auf dem Rücken hineinkriechen musste. In dieser Haltung musste man bis 5 Uhr morgens (von fünf bis fünf) die ganze Zeit verharren, denn um diese Zeit kam die Bäuerin, um die Kühe zu melken. Sie ließ uns dann aus dem Keller und gab uns etwas zu essen. Wir konnten Gesicht und Hände waschen und ab ging es zurück in den kleinen Keller, mal auf dem Rücken, mal auf dem Bauch. Im Keller waren wir im Winter, weil es dort wärmer war. Und im Sommer waren wir auf dem Dachboden. Das Dach des Stalls war mit Blech gedeckt. An sonnigen Tagen war es heiß wie in der Sahara. An solchen Tagen weichten wir ein Laken in einem Eimer Wasser ein, wrangen es aus und wickelten und uns darin ein. Der Aufenthalt auf dem Dachboden war viel besser. Ich beobachtete die Vögel, die auf das Dach geflogen kamen und bei der kleinsten Bewegung wegflogen. Ich wollte ein Vogel sein und träumte davon, auch so da draußen zu fliegen. Ich hatte noch eine andere Unterhaltung. Ich beobachtete die Spinnen, wie sie ihr Netz webten, wie sie Fliegen fingen, wie sie sie aussaugten und die trockenen Reste der Fliegen hinauswarfen. Auch ich fing Fliegen und warf sie in das Spinnennetz. Die Spinnen haben sich für diese Fliegen interessiert und sie gefressen. Manchmal aber wurde die Fliege vom Netz zurückkatapultiert und flüchtete. Ich hinderte sie an der Flucht und riss ihnen die Flügel und manchmal die Beine aus. Dann sah ich der Geburt von Mäusen zu und beobachtete ihre Kindheit.

So waren über 7 Monate vergangen. In dieser Zeit hat uns Vater einige Male besucht. Weil unweit unseres Verstecks Juden gefasst wurden, haben uns unsere Wohltäter in einen Heuschober auf dem Feld verlegt. Das war für unsere Wirtsleute sicherer, weil wir dort ohne ihr Wissen selbst Schutz gesucht haben konnten.

Wenn es im Lager relativ ruhig war, nahm Vater mich „zur Erholung“ mit ins Lager. Auf dem Gelände des Lagers war ein Produktionsbetrieb für Schaufeln. Der Leiter dieses Betriebes war ein Bekannter meines Vaters und der gab mir auf die Bitten meines Vaters Arbeit beim Schärfen der Schaufeln. Am schlimmsten war es, im Lager ohne Arbeit herumzulaufen, umso mehr als Kind, denn dessen Schicksal war bedroht. Ich schlief auf der oberen Pritsche zusammen mit Vater. Im Lager herrschte eine Wanzen- und Läuseplage. Es gab im Lager einen Bade- und einen Entlausungsraum, die ich leidenschaftlich gerne nutzte. Vater entwickelte eine Methode, einen Teil der Läuse loszuwerden, indem er unter das Hemd auf die Schulter ein frisch gewaschenes Taschentuch legte. Nach ungefähr 20 Minuten war das Taschentuch voller Läuse. Jetzt musste man es herausnehmen und ausschütteln, am besten über einer lodernden Flamme. Ich hatte auch meine eigene Methode, um die Pritsche von Wanzen zu befreien. Ich hielt an alle Verbindungsstücke eine brennende Kerze und die angeschmorten Wanzen liefen wie Wasser aus dem Hahn. Einmal erwischte mich bei dieser Arbeit ein ganzer Trupp Gestapoleute bei seinem nächtlichen Rundgang. Ich hatte nicht bemerkt, wie sie hereingekommen waren. Vater erstarrte vor Entsetzen. Sie sahen sich das eine Weile an und sagten dann: „Du machst das gut, mach weiter“²⁵. Nach der Arbeit gab es Steckrübensuppe mit Kohl und ein Achtel eines 2-kg-Brottes, d.h. Genau 250 g.

Es wurde Herbst. In die Werkstatt kamen einige ukrainische Gendarmen, die einige Jungs und mich auswählten. Nach ungefähr einer Stunde des Wartens, in der mir Verschiedenes durch den Kopf ging, erfuhren wir, dass wir zum

²⁵SS und Gestapo unter dem Kommandanten der Zwangsarbeitslager Drohobycz und Boryslaw, Friedrich Hildebrand. Den Satz hatte Hildebrand gesagt.

Anlegen von Kartoffelmieten eingeteilt waren. Die Gräben waren bereits ausgehoben, ungefähr 20 m lang, 3 m breit und 1 m tief. Wir legten den Boden und die Seitenwände mit Stroh in dem Maße aus, wie der Graben mit Kartoffeln gefüllt wurde. Dann wurde alles mit Stroh abgedeckt, darauf kam die vorher ausgehobene Erde. Ein Ende dieser Arbeit war nicht abzusehen. Ständig kamen neue Pferdefuhrwerke. Die Arbeit dauerte bis zum Einbruch der Dunkelheit und über einige Wochen. Inzwischen begannen wir, Kartoffeln zu stibitzen und sie in die Hosenbeine zu stecken, die unten mit einem Bindfaden zugebunden waren. Wir ließen die Kartoffeln durch Löcher in den Hosentaschen in die Hosenbeine gleiten. In jedes Hosenbein passten 8 bis 10 Kartoffeln. Nach der Arbeit zwang uns der ukrainische Wachmann, zur Wache zu laufen, was kaum möglich war. Wir mussten die Hosen runterlassen, die Kartoffeln herausnehmen und mit runtergelassenen Hosen zur Wache gehen, wo wir auf einer Bank im Liegen 25 Peitschenhiebe einer nach dem anderen bekamen. Ich habe nicht geschrien, deshalb habe ich wahrscheinlich weniger bekommen. Einem Kameraden, der lauthals schrie, verpassten sie deutlich mehr. Sein Schreien machte ihnen deutlich Freude. Kartoffeln waren für uns sowohl im Ghetto als auch im Lager von großer Bedeutung. Im Ghetto kochte Mutter eine Kartoffel nur für mich, oder sie backte die Kartoffel auf der Herdplatte neben dem Topf. Im Lager wurden geriebene Kartoffeln, man nannte sie dann gerybenyk, in einer großen Backform in einer 15 bis 20 mm dicken Schicht gebacken. Das war für uns Brotersatz.

Das Lager war in einer ehemaligen Militärkaserne, es waren dort ungefähr 400 Personen untergebracht. Die meisten Leute arbeiteten außerhalb des Lagers, verließen das Lager um 5.00 Uhr morgens und kehrten gegen 17.00 Uhr zurück. Alle Gebäude und Räume sowie die Pferdeställe waren belegt. Wir wohnten in einem riesigen Pferdestall mit ca. 40 Doppelpritschen und einem riesigen Küchenherd mit einer großen Platte, der mit Holz befeuert wurde. Abends wurde der Herd ständig genutzt: zum Kochen, Backen, zum Trocknen der

Wäsche, Kleidung und Schuhe usw. Am Herd war ständig Gedränge. Ich verdiente auch im Lager, indem ich Armbinden mit dem Davidstern machte. Vater brachte mir dafür Zeichenkarton und Kohlepapier mit. Mutters Cousin, der Röntgenarzt war, gab mir gebrauchte Röntgenfilme. Von den im Lager arbeitenden Schuhmachern bekam ich Ösen und Schnürsenkel. Nach einer Schablone schnitt ich den Davidstern aus Bristolkarton aus, legte Blaupausepapier darunter und eine elastische Pappe oder Bristolkarton. Das wurde dann mit farblosem Zelluloid abgedeckt, von dem die Emulsion mit Wasser abgewaschen war. Alle Schichten wurden mit zwei Ösen zusammengeheftet, fertig war die Armbinde. Die verkaufte ich, wenn ich abends durch alle möglichen Räume ging. Von dem Verdienst kaufte ich mir ein süßes Brötchen oder ein Glas warme Milch, die ich an Ort und Stelle trank.

Es vergingen drei Wochen, vielleicht auch etwas mehr. Ich fühlte mich jetzt erwachsener, aber viel war ich nicht gewachsen, denn alle Sachen, Hemd, Jacke und Hose und der Mantel passten immer noch. Lediglich der Pullover war etwas geschrumpft und bei der Entlausung etwas angesengt worden. Nur mit den Schuhen hatte ich mit Einzug in das Judenviertel vom ersten Tag an Probleme. In der ersten Nacht wurden wir ausgeraubt. Die Banditen hatten keine große Mühe, denn es war fast alles noch verpackt. Wir taten so, als würden wir schlafen, um zu verhindern, dass sich die Banditen uns persönlich vornehmen. Da büßte ich meine einzigen Schuhe ein, die noch Platz hatten zum Hineinwachsen. Bei der Arbeit im Sägewerk bekam ich auf Zuteilung Holzschuhe. Sie waren leider viel zu groß. Die Tischler stopften sie mir mit Holzspänen aus, die mit Zeitungen abgedeckt waren. Erst jetzt lebte ich wieder etwas auf. Diese Schuhe hatten zwei Vorteile: Ich hatte darin sehr warme Füße und sie erfüllten noch eine sehr wichtige Funktion: ich war größer. Ich trug sie noch einige Wochen nach der Befreiung.

Meinem Vater passierte im Sommer 1943 eine schlimme Sache. Im Büro belauschte er ein Gespräch des Sägewerksdirektors (Hauptmann der Wehrmacht)

mit der Gestapo, dass er geneigt sei, ihnen alle Juden, die im Sägewerk arbeiteten, zu übergeben²⁶. Kurze Zeit danach ging Vater zum Direktor mit einer Kündigung, die er damit begründete, dass er in seinem Beruf arbeiten wollte, also im Baugewerbe. Der Direktor näherte sich dem Vater und versetzte ihm einen mächtigen Fußtritt in den Schritt. Vater ging für einen Moment zu Boden. Der Direktor schäumte vor Wut und schrie, dass er sofort anrufen werde, um ihn der Polizei zu übergeben. Vater dachte nicht lange nach, lief aus dem Büro und durch die hintere Pforte aus dem Sägewerk. Er versteckte sich bei seinem Schwager, dem Zahnarzt²⁷. Ungefähr eine Woche lang blieb er in dem Versteck und verfolgte, ob er gesucht würde und bemühte sich um eine neue Arbeitstelle, diesmal in der Ölindustrie²⁸. Der Onkel beschaffte ihm das alles und als er sich überzeugt hatte, dass er nicht verfolgt wurde, nahm er seine Arbeit bei der Karpaten-Erdöl-Gesellschaft auf, deren Direktor Berthold Beitz war²⁹. Er half den jüdischen Angestellten sehr. Er verhinderte die völlige Vernichtung der Juden in Boryslaw, indem er von der Notwendigkeit sprach, die Ölfachleute zu halten. Dafür wurde er nach dem Krieg mit der Medaille „Yad Vashem“ ausgezeichnet. Ab August 1943 arbeitete Vater wieder.

Im Spätherbst erschien meine Mutter im Lager. Sie war von dem Versteck im Stall sehr erschöpft. Nach ein paar Tagen der Erholung, der Entlausung und einigen Bädern im „Baderaum“ war sie wieder auf den Beinen. Sie bekam Arbeit in der Lagerküche. Wir waren wieder zusammen, welch ein Glück. In dieser Zeit gab es schon keine intakten Familien mehr. Im Lager waren Kinder und Frauen kaum zu sehen.

Anfang 1944 kamen die Gestapo und SS-Leute immer häufiger ins Lager. Das blanke Entsetzen ergriff die Bewohner. Jetzt wurden selbst kleine Vergehen mit

²⁶Anfang August 1943 wurden schlagartig fast alle Arbeitslager und Arbeitsstätten aufgelöst – mit Ausnahme der als kriegswichtig eingestuften Karpathen-Öl AG und ihren Arbeitslagern in Drohobycz und Boryslaw

²⁷Bei Leopold Grünspan

²⁸Im „Ausweis für Arbeitsjuden“ Nr. 2435 von Abraham Lippman ist als Ende der Beschäftigung im Sägewerk der 6.8.1943, und als Beschäftigungsbeginn bei der Karpathen-Öl AG der 7.8.1943 eingetragen. Abraham Lippman wird dort als Werkzeugtransportarbeiter für die Rotary-Abteilung ausgewiesen

²⁹Berthold Beitz war der kaufmännische Leiter der Betriebsinspektion Boryslaw der Karpathen-Öl AG. Er wurde von Yad Vashem als „Gerechter unter den Völkern“ geehrt, weil er viele Juden rettete

Prügelstrafe geahndet, manchmal öffentlich, oder mit dem Entzug der Lebensmittelration usw. Der Onkel, Vaters Bruder³⁰, lebte auch kaserniert und arbeitete nach dem Tod seiner Frau und seines Sohnes beim Winterdienst in einem entfernten Stadtteil von Borysław. Wenn er zur Arbeit ging, nahm er seinen fußbetriebenen Bohrer und die notwendigsten Instrumente zur Zahnbehandlung mit. Das trug er alles bei sich in einem Rucksack. Er gab den Wachleuten einen Teil des verdienten Geldes oder der erhaltenen Lebensmittel. Dafür erlaubten sie ihm, sich ein Zimmer in arischen Häusern zu mieten und Patienten zu empfangen. Da er dabei verschiedene Leute traf, organisierte er für uns alle ein Versteck.

Im Lager war es immer gefährlicher. Es begann damit, dass einzelne Arbeiter und dann kleine Gruppen von Arbeitern verschwanden. Sie kamen nicht mehr ins Lager zurück und verschwanden spurlos. Vater verkaufte den letzten uns gebliebenen Wertgegenstand, einen mehrkarätigen Brillantring der Mutter, für etwa 140.000. Das war für jene Zeiten ein ansehnlicher Betrag.

Im März 1944 flüchteten wir aus dem Lager, indem wir mit einer Kolonne Juden, die zur Arbeit auf die arische Seite gebracht wurden, hinausgingen. Spät in der Nacht betraten wir das Haus einer ukrainischen Familie, die bereit war, uns für Geld Herberge zu gewähren³¹. Dieses Versteck hatte uns Vaters Bruder besorgt, der später hinzukommen sollte. Nach mehreren Tagen in der Wohnung, baute der Vater im Schuppen eine „blinde“ Wand ein, an die er vom Boden bis an die Decke Kaninchenställe stellte. In das Versteck kam man über die klappbare hintere Wand, die an den Scharnieren eines auf dem Boden stehenden Kaninchenstalls befestigt war. Das Versteck war ideal und gut getarnt. Innen war es bequem, auf dem Boden lagen zwei Strohsäcke, Bettzeug, und es gab noch freien Raum von etwa 3 m x 1 m, wo man „richtig“ spazieren konnte. In dem Versteck war es halbdunkel. Einige Stunden am Tag brannte die Petroleumlampe und ich konnte etwas lernen. Dieses Haus war außergewöhnlich

³⁰Die Rede ist wieder von Izrael Lippman

³¹Bei einer ukrainischen Bauersfamilie in Ratoszyn

gut ausgestattet mit Schulbüchern und Büchern zum Lesen. Am meisten gab es die für 5 Groschen. Vater ging von Zeit zu Zeit raus, angeblich um Geld zu holen, das er von jemandem zu bekommen hätte, um das Versteck zu bezahlen. Wir hatten Angst zu sagen, dass wir das Geld dabei hatten, denn es gab Fälle, da wurden die Beherbergten beraubt und den Deutschen ausgeliefert oder im besten Fall auf die Straße gesetzt. Unsere Wirtin besuchte ab und zu unseren Onkel, wo er Patienten empfing, um ihn zu drängen, zu uns in das Versteck zu kommen. Er zögerte ständig und verschob den Zeitpunkt von einer Woche auf die andere, in drei Tagen usw.. Ende Mai oder Anfang Juni 1944 wurde das Lager eines Tages plötzlich liquidiert. Alle, die dort waren, wurden nach Kraków-Plaszów (Krakau, KZ Plaszów) gebracht. Vaters geliebter Bruder kam auch nach Plaszów und kam dort ums Leben³². Alle, die dorthin gebracht worden waren, sind umgekommen!

Unsere Hausherrin kam irgendwann Mitte Juli am helllichten Tag in den Schuppen gerannt und schrie „utikajty nimci idut“, was so viel hieß wie "lauft weg, die Deutschen kommen". Wir liefen ohne zu überlegen sofort nach draußen und waren von der Helligkeit des Tageslichtes und der Sonnenstrahlen vollkommen geblendet. Nach fünf Monaten, die wir in beinahe vollkommener Dunkelheit verbracht hatten, sahen wir nichts. Nach einer guten Weile sah ich als erster in der Ferne ein Getreidefeld und zog die Eltern in diese Richtung. Dort versteckten wir uns bis in die Nacht. Erst später bemerkten wir, dass wir fast nackt waren. Ich hatte es nicht geschafft, meine Holzschuhe anzuziehen. In der Nacht kehrten wir in die Nähe des Hauses zurück, wo unser Versteck war, beobachteten es und die Umgebung. Mutter ging direkt bis an das Haus und klopfte an ein Fenster. Die Hausbesitzerin kam heraus und hatte einen Sack mit unseren Sachen in der Hand. Ein weiterer Aufenthalt dort kam für sie auf keinen Fall in Frage. Von dem Geld, das sie von uns für die Unterbringung bekommen

³²Durch erneute Recherchen wurde im Jahre 2013 ermittelt, dass Israel Lippman am 10.8.1944 vom KZ Plaszow in das KZ Mauthausen, Außenlager Melk, transportiert wurde, wo er am 17.11.1944 starb. Mit ihm wurde der Cousin von Józef, Salomon Guttenplan, nach Melk eingeliefert, wo er am 9.12.1944 starb.

hatte, hatte sie ein Stück Feld und zwei Kühe gekauft und die Hochzeit ihres Sohnes im Hause der Braut ausgerichtet. Mehr Geld brauchte sie nicht. Sie war nicht geldgierig, sie hatte sich ihren Wunsch erfüllt und uns nebenbei das Leben gerettet. Dafür gebührt ihr Lob. Das Wichtigste ist, dass wir leben. Ist das nicht komisch, sprach mein Vater für gewöhnlich.

Noch in der gleichen Nacht erreichten wir fast im Laufschrift unser Wohnviertel in Górný Potok. Hier fühlten wir uns irgendwie zu Hause. Wir saßen in dichten Sträuchern, die in einem tiefen Hohlweg zwischen zwei Anhöhen wuchsen, etwa 3 km von den nächsten Gebäuden entfernt. Mutter ging in der nächsten Nacht zu unserer Nachbarin, bei der wir uns versteckt hatten. Sie konnte sich nicht entscheiden, ob się uns aufnehmen sollte oder nicht. Sie sagte weder ja noch nein. Mutter kam in der gleichen Nacht zurück und brachte uns etwas zu essen und einen kleinen Topf mit. Wasser hatten wir genügend, weil am Grund der Schlucht ein Bächlein floss. So vergingen an die zwei, vielleicht sogar drei Wochen. Wir fühlten uns hier gut. Die Vögel sangen. Das Bächlein rauschte. Es war Tag und Nacht warm. Nach einer gewissen Zeit hörten wir in der Ferne ein eigenartiges Grollen und sahen nachts am Horizont sonderbare Blitze. Vater sagte, dass das Artillerie sein könnte. Die Front käme wohl näher. Und plötzlich will es das Unglück, dass oberhalb der Schlucht, so ca. 250 m von uns entfernt, drei deutsche Soldaten auf der anderen Seite vorbeigingen. Sie hatten Gewehre umhängen. Sie gingen langsam bergan und schauten vor die Füße ohne sich umzusehen. Wir saßen zwar in dichtem Gebüsch, aber: der Teufel schläft nicht. Nach einer gewissen Zeit hörten wir wie ein Schuss fiel, als ob es oben an der Schlucht direkt über unseren Köpfen gewesen wäre. Das wiederholte sich zum Glück nicht so oft. Am Nachmittag ging wieder ein Deutscher mit einem Metalltornister vorbei. Das wiederholte sich zwei Tage lang. Dann wurde es still. Wir lagen immer noch leise da. Ohne Essen, ohne Trinken, wir rührten uns kaum und wussten nicht, was um uns herum geschah und ob diese deutschen Soldaten noch in der Nähe waren. Nach zwei Tagen Stille entschieden wir uns,

uns in der Abenddämmerung an die Gebäude heranzuschleichen. Wir stellten fest, dass es hier wie immer ruhig war. Die Verdunkelung galt weiterhin. Ab und zu blitzte Licht in den geöffneten Türen auf und es kam jemand heraus. Schließlich traute sich Mutter zur Nachbarin und kam nach einer guten Weile zurück und rief aus voller Kehle, dass wir kommen sollten, die Sowjets wären schon da! Schon seit zwei Tagen wären die Sowjets da! Noch am gleichen Abend kehrten wir in unser Haus zurück. Wie sich zeigte, wohnten zwei Mieter im Erdgeschoss. Die erste Etage war frei und leer. Nur Wände und Fußböden. Wir waren wieder zusammen in unserem Haus, am Leben und heil. Aus unseren persönlichen Sachen machten wir uns auf dem Fußboden eine Schlafstätte, aber niemand von uns konnte einschlafen. Wir waren vor Freude ganz durcheinander, dass wir das Schlimmste jetzt überstanden hatten, dass wir wirklich frei waren! Noch konnten wir das nicht glauben. Aber es war wahr. Immer wieder musste ich mich selbst davon überzeugen, dass das wirklich wahr war! Erst am Morgen, nach einer durchwachten Nacht, und als ich nach draußen ging, begann ich an dieses Wunder zu glauben. Der Albtraum dauerte drei Jahre und zwei Monate. Für uns war das wohl eine ganze Ewigkeit. Als ich in den nächsten Tagen am Haus der Großmutter, an dem des Onkels oder der Tante vorbei ging, die alle nicht weit von einander entfernt standen und in der gleichen Straße standen wie unseres, fühlte ich eine grenzenlose Leere und einen Stich direkt in Herz.

Von 18.000 Juden, die vor dem Krieg in Borysław lebten, überlebten etwa 150 Personen³³. In unserer nächsten Familie kamen in der deutschen Besatzungszeit 38 Personen und zusammen mit den weiter entfernten Verwandten sogar etwa 70 Personen ums Leben.

Die sowjetischen Truppen befreiten uns am 17. August 1944.

Im März 1946 verließen wir Borysław. Wir kamen nach Niederschlesien, nach Friedland. Vater sagte, Moses hätte uns ein zweites Mal aus der Gefangenschaft herausgeführt.

³³Etwa 150 bis 200 Juden haben in Verstecken bei Boryslaw überlebt; man schätzt, dass ebenso viele entfernt von Boryslaw den Holocaust überlebten.

Zum Schluss nenne ich eine unvollständige Liste derjenigen deutschen Verbrecher, die in Borysław tätig waren und die ich mir für immer gemerkt habe. Sie sollen für alle Zeiten verdammt und verflucht sein:

- › Hildebrand von der Gestapo,
- › Mitas, Gulden, Pell, Nemec von der Schutzpolizei,
- › Perc von der Ukrainischen Hilfspolizei.

– E n d e –

Übersetzt aus dem Polnischen von Dolmetschern des Bundessprachenamtes

